

Textauszüge

Hildegard C.

Das war sehr spürbar, sehr spürbar, ja, für junge Menschen vollends, also wir waren ja immer ganz dagegen; aber mein Bruder, der war natürlich interessiert an diesen uniformierten Leuten da. Erst war er bei den Pfadfindern, und dann, ich weiß nun auch nicht, in der SA ist er nicht gewesen, aber so, diese Jugend, bei diesen Jugendverbänden, da ist er auch mit marschiert, was es damals so gab. Denn unser Elternhaus war nun ganz kontra Nazi, und da war natürlich auch wir Kinder gedämpft; weil wir wären gar nicht auf die Idee gekommen ... Der hatte ja schon allein das humanistische Gymnasium hier besucht; waren beide Eltern gegen ganz ... Wir waren auch kirchlich gebunden, wir sind evangelisch, das war ja auch immer so eine gewisse Gemeinde, Gemeinschaft.

Ja, diese Nazi-Zeit, das werde ich nie vergessen: Adolf Hitler sprach in Weimar, in der Weimarahalle. Und da sind wir mit unserer Mutter gewesen und haben den sprechen hören, wir haben den schreien hören, und so sind wir nach Hause gegangen und haben gesagt: „Nee, nee, den nicht, den nicht, den wählen wir nicht.“

Viele Weimarer waren ja Anhänger der Nazis. Die Jugend, die ... er versprach Arbeit und Brot. Er inszenierte die Autobahnen und alles. Es haben damals viele Leute Arbeit und Brot gefunden. Und das hat natürlich geblendet, das hat geblendet.

Johanna G.

Ich wurde 1926 geboren als behindertes Kind, hab eine Lähmung beidseitig an beiden Beinen, bin 1934 in die Ostschule gekommen, wurde mit dem Stuhlwagen gefahren von meiner Mutter, und musste die Schule verlassen, weil die Nazi-Zeit schon begonnen hatte, als nicht tragbar. Weil die älteren Schüler aus der 7. Klasse, die mussten mich auf dem Hof rumführen und auf die Toilette, und da konnt' ich nicht bleiben. Ich sollte also in die Hilfsschule kommen, und meine Mutter, die hatte Kontakt zu Pfarrer Rieger, wir wohnten in der Schlippenstraße, gegenüber der Schiller-Kirche, und dort bin ich auch zum Religionsunterricht gegangen. Und da seh' ich noch heute meine Mutter, wie sie steht am Zaun, und ich stehe daneben, wie sie sagt: „Ach, mein armes Kind muss in die Hilfsschule oder in ein Heim. Was mach' ich bloß?“ Und der Pfarrer Rieger, der hat ihr geraten zur Hilfsschule zu gehen, zur Aufnahme, und da sind wir in die Grietgasse gegangen, und das war an einem Novembertag, und es war sehr mieses Wetter, und wir stehen an dem grünen Gartentor, was noch in der DDR-Zeit war, und da kommt ein Lehrer und sagt: „Wo wollen Sie denn hin?“ Und meine Mutter sagt zu ihm: „Ich soll mit meinem Kind in die Hilfsschule“, und ich war schon immer bisschen munter, und saß in dem Stuhlwagen, und hab mir den großen Mann angeguckt, und da hat er gesagt: „Nein, nein, ich werde Ihnen einen Termin geben, das Kind müsste doch zu Petersen.“ Und so bin ich in die Petersen-Schule gekommen. Wir haben also dann eine Benachrichtigung bekommen, und meine Mutter ist mit mir in den ehemaligen Kindergarten von Zeiss gegangen, das war die Wissenschaftliche Anstalt von Professor Petersen (1). Ich wurde da von der Sekretärin die Treppe hochgetragen, kam in ein Zimmer rein, und Petersen saß an seinem Schreibtisch, groß und stattlich; und ich war ja nun klein und zierlich, und meine Mutter ... Er nahm mich hoch und setzte mich vor seinen Platz und dann musst' ich sagen, wie alt ich bin und was ich schon gelernt hab' in der Schule, ich hab' schon vor der Schule bisschen Einsen und Zweien geschrieben, und meine Mutter hatte mir 'ne kleine Schiefertafel besorgt und 'nen Griffel. Ich habe mich also sehr auf meine Schule gefreut. Und dann hat er mir über'n Kopf gestrichen und hat gesagt: „Hannele, das wird. Pass auf, wenn du zu uns in die Schule kommst, das macht dir Spaß.“ Und da bin ich dann noch vor Weihnachten in die Schule gekommen.

Textauszüge

Friedrich D.

Großmann (2) war ja Jude, und so als Chef verträglich, ich bin also gut mit ihm ausgekommen, er hat also keine überspitzten Forderungen gestellt. Großmann hatte zwei Söhne, einen Ernst und einen Hans, ge, der große und der kleine. Und die waren schon in Equador, ja in Equador. Und die hat er mal besucht. Und da hat er einen Koffer mit Schott-Glas mitgenommen, als Musterstücke, um dort für den Betrieb zu versuchen, das dort einzuführen. Er kam aber mit dem Ergebnis zurück, in Equador brauchen sie kein gläsernes Kochgeschirr, nicht. Also das Land war darauf gar nicht eingestellt. Und da hat alle Welt gefragt, warum ist er'n überhaupt wiedergekommen, nicht, das war schon die Zeit nach 1933, als schon Judengeschichten warn. Aber Großmann hatte ein großes Haus, oben auf dem Forstweg, Ecke Bornstraße, eine Riesenvilla, und da hat er mich einmal gebeten, ob ich ihm nicht bei einem Verkauf behilflich sein könnte, ob ich nicht jemanden kannte, der die Bude übernehmen könnte, und er hatte vor allen Dingen gedacht, damals war ja hier die Reichswehr neu, ob ich nicht jemanden von den Offizieren kennen würde, die gerne so ein Haus hätten, nicht, aber ich hatte da gar keine Beziehungen, leider nicht.

Maria H.

Und zwar bin ich natürlich, meine Mutter war ja auch Schauspielerin und Sängerin, mein Großvater war 48 Jahre hier Oberspielleiter, Schauspieler, Sänger, Gesangslehrer, Schauspiellehrer hier an der Hochschule, und er hatte fünf Kinder. Und ich habe, obwohl meine Mutter als Frau Lämmerhirt abgegangen war vom Theater, hab' ich den Drang in mir gespürt, und ich ging ab meinem dritten Lebensjahr ins Kindermärchen, und da wollt' ich immer schon mitspielen. Und dann hatt' ich eine Schauspielerin, das war die beste Freundin von Emmy Sonnemann-Göring, Frau Clement, Herma Clement, und die hab' ich verehrt, die war schwarzhaarig, die war Tschechin und die hatte so'nen Anklang und sprach das „R“, und mit fünf Jahren hab' ich die besucht und auf der Straße mit'm Puppenwagen bin ich bei ihr vorbeigegangen. Und da wollt' ich auch schwarze Haare haben, und da hab' ich mir mit'm Tintenfass die Haare mir schwarz färben, und da hat man mich noch erwischt, die hab' ich geliebt, diese Frau, und mit der waren wir nachher auch sehr befreundet, mit der Göring auch, indem wir jeden Nachmittag, meine Mutter mit mir durch den Park spazierte, und anschließend in ein so genanntes „Kaisercafé“, war ein wunderschönes Café ging, meine Mutter ihren Kaffee, ich meine Schokolade, ich meinen Kakao, und da saßen immer mit Frau Sonnemann und Frau Clement zusammen (3). Und das war für mich eine Seligkeit.

Und mitspielen wäre für mich eine Seligkeit gewesen. Aber das hätte meine Mutter nicht erlaubt. Als Kind. Sagt sie: Das kommt nicht in Frage. Du brauchst deine Ruhe. Naja, s'ist richtig so gewesen. Ich wollte auch zum Ballett. Das war damals auch noch nicht so in dem richt'gen Topf, wo's heute drin ist. Das waren so die Ballettratten, hätt' ich auch nicht gedurft. Und ich war als Kind doppelseitig hüftausgerenkt, und hätte nicht fallen dürfen, bis zu 15 Jahren hätt' ich nicht auf den Steiß fallen dürfen, da wär' alles wieder kaputt gewesen. Da kann man nicht Ballett tanzen, nicht, aber ich hab geheult, wenn ein Ballettabend war. Also ich wollt' zum Theater. Unbedingt. Schon mit fünf Jahren, hat natürlich jeder gelacht, nicht.

Und in der Schule dann, ich hab' dann Abitur gemacht auf'm Realgymnasium hier, war eine reine Jungenschule eigentlich, und da habe ich auch allen erzählt: Ich gehe zum Theater, ne.

Und ich durfte dann auch studieren, weil ich zwar im BDM war, aber da ich immer nicht zu diesen Nachmittagen ging, weil die mir zu blödsinnig waren, wurde ich kurz vorm Abitur, im Hasenwäldchen in Weimar entehrt und zwar war da 'ne Versammlung, kriegt ich also mein ... weggerissen, so aus dieser BDM-Jacke, kriegte den Gürtel

Textauszüge

weggenommen und den Schlips. Ich saß also im Abitur mit dem Knöpfchenrock, der war geknöpft und ohne Gürtel und dann hatte ihn mir meine Mutter schön kurz gemacht, saß ich: wenn schon, denn schon, Beine übereinander geschlagen, um diese dämlichen Lehrer, diese ganzen Nazi-Lehrer, bisschen aufzureizen und, saß ich da mit weißer Bluse, völlig entehrt; aber deswegen bin ich nicht, hab' ich mich nicht entehren lassen, nur weil mir diese Nachmittage zu schade waren und die hab' ich dann also aber schon, dann Bewegungsschor mitgemacht im Theater und dann hab' ich Kinderchor noch gesungen, und da hab' ich im Extrachor gesungen, Stadthistorie gemacht, also ich lebte neben der Schule im Theater, und da ging dann also mein großer Wunsch in Erfüllung. Ich hab's nie bereut, und wenn ich noch mal auf die Welt kommen sollte, geh' ich wieder zum Theater.

Gerhard K.

Meine Lehrzeit war vier Jahre, von 1931 bis 1935, und wir waren so ab Sommer 31 in der Ernst-Abbe-Jugend. Das ging automatisch, praktisch. Das war so'ne wie Pfadfinder, will ich mal sagen. Wir haben da Geländespiele gemacht, und wir jungen Bürschchen, wir waren so die „Wasserträger“, also wir mussten das Heim sauber machen, wir mussten die Boote ans Wasser tragen, damit die älteren Pfadfinder da rudern konnten, also ich bin nie groß ins Boot gekommen. Wir haben immer nur die Boote getragen und gereinigt. 33, nach der Machtübernahme wurden wir automatisch Hitler-Jugend, und wer da nicht rein wollte, der wurde als Lehrling rausgeworfen. Es musste jeder in die Hitler-Jugend, und wir wurden dann als Gefolgschaft „Ernst Abbe“ geführt. Mein Vater hat noch geschimpft, aber ich musste die Uniform anziehen, wir bekamen alles umsonst, Stiefel, die ganze Bekleidung bekamen wir umsonst. Und dann waren wir eben Gefolgschaft „Ernst Abbe“, also wir hatten einen, der erste, der hieß Mückenschiß, ich kenn' nur seinen Spitznamen, der hieß Mückenschiß. Und dann kam Kupper-Mäcke, der hieß tatsächlich Kupper, und Mäcke, der hieß, glaub' ich, Max mit'm Vornamen, und dann nannten mir den Kupper-Mäcke. Und wir waren ungefähr 150 in der Gefolgschaft „Ernst Abbe“, also 150 Hitler-Jungen, und wir wurden schon vorbereitet auf ..., so 'ne Art Kriegsspiele waren das. Wir gingen hoch auf den Landgrafen, dahinter, wo das Schlachtfeld war, und da haben wir uns dann geschlagen, also, da wurde richtig zugeschlagen, zum Teil, das eine waren die Feinde, wir waren die Guten, und da wurde eben gekloppt, ge. Und wir waren in Bad Blankenburg. Da wurden wir vorbereitet auf richtig Kommiss. Wir hatten da Holzhandgranaten, die haben wir geworfen. 33 war das, und 1934 waren wir an der Saaletalsperre. Wo jetzt alles Wasser ist, das wurde damals angefangen zu stauen. Und haben wir so unter manövermäßigen Umständen gelebt, ge.

Friederlene D.

Es war inzwischen von den Nazis ein Gesetz herausgekommen, dass man im Falle einer jüdischen Großmutter als Nichtarier galt, und leider Gottes ging das uns so. Als meine Großeltern, oder als mein Großvater eine jüdische Frau heiratete, da hat er ja nicht geahnt, dass er uns da mal schaden würde damit. Es kam eine Zeit, wo wir uns durchschlagen mussten. Es war auch für meinen Vater schwer, obwohl er ein reinster, wirklich Superlativarier war, unser Name klang schon etwas, naja, da haben sie schon gedacht, sie müssten vorsichtig sein, aber das war Unsinn, die Dreykorns stammen aus Zeulenroda und waren Leineweber, und das ist eine ganze Stadt voll Dreykorns gewesen. Das hat mir gerade jetzt mein Schuhmacher bestätigt, der nämlich sagte: Den Namen kenn ich doch schon. Ich fragte ihn: „Wo kommen Sie denn her?“ „Aus Zeulenroda.“ Ich sage: „Das ist kein Wunder. Da kommt unsere Familie Dreykorn auch her.“

Textauszüge

Ja, also wir haben uns durchgesetzt, es hat jeder seine Arbeit gefunden, aber wir waren jeder auch zwischendurch längere Zeit in England. Meine Mutter hatte gedacht, ich würde mich vielleicht dort niederlassen, vielleicht verheiraten. Aber dazu hatte ich keine Lust. Ich war so an die geschwisterliche Art gewöhnt von meinem Bruder her, da bin ich an gar keine anderen Männer ran gekommen.

Ich war auch zwei Jahre in England als Aupair-Mädchen, habe damals Englisch wie Deutsch gesprochen.

Ich war inzwischen in Wiesbaden, in der Adler-Apotheke, und hatte einen großartigen Chef. Sehr anständig. Ihm war natürlich gleich von Weimar mitgeteilt worden, wer ich war. Natürlich die Musik war ihm nicht mitgeteilt worden, die Großmutter. Und das interessierte ihn gar nicht. Das war ein ganz toller Chef, und die Apotheke hatte sehr viel Betrieb, es war so interessant. Und der Vater dieses Chefs, der wäre so gerne Sänger geworden und hatte es nicht gedurft, weil er die Apotheke hatte. Und der hatte viel Verständnis für mich; und ich habe in Wiesbaden Gesangsunterricht genommen, neben der Apotheke. Wir hatten bis abends um Sieben Dienstzeit. Da hab' ich abends Gesangsunterricht genommen, und wir hatten nur einen Nachmittag in der Woche frei. Und da habe ich bei dem Generalmusikdirektor Dr. Krämer, der war Generalmusikdirektor in Wiesbaden, da habe ich korepetiert. Und da hab' ich auch das geschafft. Ich hab' natürlich vieles gelernt. Ich habe neben der Apotheke hier Unterricht genommen und habe dann noch in Frankfurt an der Hochschule als Externe die Bühnenreifeprüfung gemacht. Da konnte ich soweit alles nachweisen, was gebraucht wurde, und da hatte ich nun das zweite Zertifikat in der Tasche, die Apothekenassistentin und Sängerin.

Ilse-Sibylle S.

Wir sind ganz nahtlos in den Nationalsozialismus hineingeschlittert. Wir haben immer gedacht, die Arbeitslosigkeit ist weg, und es wird nun wieder besser. Dass es Krieg geben würde, haben wir gar nicht gemerkt. Das haben andere Leute schon lange gemerkt, aber wir nicht, meine Mutter und ich nicht.

Dass mit den Nicht-Ariern, das war eine schlimme Sache, nicht. Das waren oft Familien, alt eingesessene Bürgerfamilien, wo zum Beispiel eine Frau Jüdin war, ach nun die Halbjudenkinder, die Vierteljudenkinder, es war schrecklich, nicht.

Man hat vor allen Dingen das sehr bedauert, da war so 'ne alte, arme, einfache Jüdin (4) in der Teichgasse, und die hatte ein Lädchen, eine Puppenwerkstatt, wo Puppen restauriert wurden, und der haben sie alles zerschlagen, schrecklich: die arme, alte Frau. Und das ist mit großem Bedauern in Weimar aufgenommen worden. So was hat niemand gewollt. Das musste die SA machen. Sich zu so etwas hinzugeben, das ist eben schlimm. Ich habe von anderer Seite gehört, dass sie den Juden die Federbetten aufgeschlitzt haben, ach, was für dummes, sinnloses Zeug.

Ich hab nur erlebt oder gehört: Meine Mutter hatte eine Klassenkameradin, die war 'ne Jüdin, also reinrassische Jüdin, die hieß Friedländer (5), und die haben sie abgeholt, die ist also irgendwo in Polen vergast worden.

Und dann hatten wir einen Hausarzt, der schon seit meines Großvaters Zeiten hier war, Dr. Kreiß. Und der war mit einer Jüdin verheiratet. Und mein Großvater hatte mit dem Dr. Kreiß und noch ein paar anderen Männern, einen Stammtisch gehabt, also die waren ziemlich befreundet. Und als der Dr. Kreiß gestorben war, da ist meine Mutter zu der Frau gegangen und hat gesagt, sie möchte doch, wir waren vermutlich gerade in Schwarzburg, waren nicht zum Begräbnis mit, und ich weiß nicht, ob ein Begräbnis stattgefunden hat, sie möchte doch ein paar Blumen auf das Grab legen, sie sollte ihr doch mal das Grab zeigen. Da hat die Frau gesagt: „Das können wir nicht machen, also: Wenn Sie das durchaus wollen, dann müssen wir das so machen: Sie kommen hierher, ich gehe voraus und Sie müssen mir unauffällig. Sie können nicht mit mir über die Straße gehen, Sie müssen unauffällig hinter mir hergehen, und auf dem Friedhof,

Textauszüge

dann treffen wir uns dann wieder, und dann zeige ich Ihnen, wo das Grab ist.“ Nicht, die wusste schon, was meiner Mutter passiert wäre, wenn sie mit einer Jüdin auf der Straße zusammen gegangen wäre.

So haben sie's dann auch gemacht. Und dann kam der Tag, wo die Juden alle abgeholt werden sollten, und da hat die Frau Kreiß sich auf dem Grab ihres Mannes das Leben genommen, sie ist nicht mit abgeholt worden (6).

Hanna de P.

Ich hab' am 15. August 1933 begonnen, dreieinhalb Jahre, und mein Ziel war, Kontoristin zu werden. Aber im Lehrvertrag stand, alle im Betrieb vorkommenden Arbeiten sind mit zu erledigen. Das war Gewürze und Därme für den Kleinhandel zu verkaufen im Laden, Därme, nee Felle und Häute aufzukaufen, und die dann im Lager, Kaninchenfelle und kleinere Felle aufspannen und trocknen und Häute von Kalbfellen usw. im Keller mit Salz bestreuen und da auch lagern, bis der Großhändler sie abholt, Gewürze wiegen, Pfeffer mahlen, Därme sortieren, alles, was anfiel. Wir haben dadurch viel gelernt und viel mitbekommen. Und Friedmanns waren auch so wie wir, nette Menschen. Das war 'ne jüdische Familie. Ich hab' mich immer gewundert, ich war doch damals noch ein junger Mensch, ich hab' mich immer gewundert, dass die anders sein sollten als wir.

Ich war im zweiten Lehrjahr, da hat Herr Friedmann mich am Ostersonnabend zu „Most“ geschickt in die Johannis-Straße, das war 'n Süßwarengeschäft, eines der schönsten in Jena, und da durft' ich einen Pralinenkasten holen, und den hab' ich gebracht, und gegen Mittag hat er mich gefragt, ob ich was dagegen hätte, wenn ich um 2.00 Uhr Feierabend haben dürfte und die Jungs mit – Friedmanns haben zwei Söhne gehabt, Karl-Heinz und Heinz-Jürgen, der eine war sechs, der andere nicht ganz fünf Jahre – und ob ich die Jungs mit zu mir nehme, zu uns nach Hause nehmen könnte und dann am späten Nachmittag wieder bringen, ob ich glaube, dass meine Eltern was dagegen hätten. „Ach“, sag' ich, „nee, meine Eltern haben nischt dagegen.“ Da hab' ich die Jungs mitgenommen, und Herr Friedmann gab mir den Pralinenkasten mit einer schönen Empfehlung für meine Mutter. Na, ich hab' mich sehr gefreut. Und die Jungs, die waren auch gerne bei uns. Ich hab' noch 'n paar jüngere Schwestern, die haben am Nachmittag mit ihnen gespielt. 'S war, 's war nett.

Ansonsten waren wir bald wie 'ne Familie. Es hat mir sehr leid getan, dass Friedmanns so enden mussten. Sie mussten, ich weiß nicht, ob das noch vor dem Krieg oder während des Krieges war, ihr Geschäft aufgeben (7). Die alten Herrschaften waren schon weit über 60. Sie sind zu Hause geblieben, und Arthur Friedmann hat bei einer Firma Werner gearbeitet, wie..., wie 'n Tagelöhner, Möbel transportiert und, und Gemüse mit. Der Gemüse-Werner, Moment, wo war der? In der Ludwig-Weimar-Gasse. Es war traurig. Und durch seine Beziehungen zu irgendwelchen Leuten, konnte er im Krieg auswandern nach Nordamerika (8), ich glaub': nach Chicago. Ich hab' dann nie wieder 'was gehört. Und der alte Herr ist noch in Jena gestorben (9), die alte Frau Friedmann wurde nach Theresienstadt (10) gebracht, und es lebte noch eine Schwester von Arthur Friedmann, die ist mit ihrem Mann nach Polen transportiert worden (11), scheinbar nach Auschwitz, von der hat man auch nie was gehört wieder...

(1) Peter Petersen (1884 – 1952), Reformpädagoge, 1923 als Nachfolger Wilhelm Reins an die Jenaer Universität berufen; 1924 Gründung der Universitätsschule, 1927 Vorstellung seines reformpädagogischen Konzeptes in Locarno, das unter dem Namen Jenaplan weltweite Anerkennung fand. Die Rolle Peter Petersens in der NS-Zeit wird kontrovers diskutiert. Sicher ist, dass Petersen nicht Mitglied der NSDAP war; es gibt jedoch Artikel und Vorträge, in denen er die NS-Ideologie, auch die Rassentheorie aufgreift. Vor allem ehemalige Schüler, auch junge Lehrerinnen, die Peter Petersen aus dieser Zeit kannten, vermuten, dass er damit sein Schulmodell schützen wollte. 1950 wurde auf Geheiß der Thüringer Ministerin für Volksbildung, Dr. Marie Torhorst, die Universitätsschule geschlossen.

Textauszüge

(2) Max Grossmann (1877 – 1938); trat 1909 ins Jenaer Glaswerk Schott & Genossen ein; er übernahm die Leitung der Abteilung für elektrische Zähler; hatte die Aufsicht über alle elektrischen Anlagen und Aufzüge und beschäftigte sich mit Verfahren der Glasherstellung. An der Volkshochschule unterrichtete er das Fach Elektrotechnik. Während des Novemberpogroms 1938 wurde er verhaftet und nach Buchenwald eingeliefert, wo er an den Folgen von Folterungen während der Haft gestorben ist. Eine Intervention von Erich Schott kam zu spät.

(3) Der Weimarer Intendant Franz Ulbrich wurde 1933 zum Intendanten des Staatlichen Schauspielhauses in Berlin berufen und engagierte sofort die Schauspielerinnen Emmy Sonnemann, die später mit Hermann Göring verheiratet war und Herma Clement. Beide werden bis zur Theaterschließung 1944 als Schauspielerinnen des Berliner Staatsschauspiel geführt. Herma Clement hat zudem an der von Gustaf Gründgens gegründeten Schauspielschule Sprecherziehung unterrichtet und war auch nach dem Krieg noch eine gefragte Sprecherzieherin.

Die Tatsache, dass Herma Clement Jüdin gewesen sei, wie es Frau H. berichtet, konnte durch keinerlei archivalische Quellen bestätigt werden. Offenbar liegt auch kein Erinnerungsfehler vor; Es liegt die Vermutung nahe, dass es sich hier um eine Legende handelt, die in Weimarer Künstlerkreisen kursiert hat.

(4) Seit den 1860-er Jahren führte die Familie Hetemann in der Teichgasse in Weimar eine Reparatur-Werkstatt für Puppen, die von den Weimarnern liebevoll „Puppenklinik“ genannt wurde. Hedwig Hetemann (1866 – 1943) führte das Geschäft nach dem Tod ihres Mannes Franz fort. Die „Puppenklinik“ war im November 1938 das einzige Geschäft, das sich noch im Besitz jüdischer Bürger befand. Es wurde von SA- und SS-Leuten verwüstet. Hilfe von Nachbarn und Kunden erhielt Frau Hetemann nicht. Sie wurde am 10. Mai 1942 nach Theresienstadt deportiert und starb dort am 23. Februar 1943.

(5) Käthe Friedländer (30. Juni 1887 in Berlin; deportiert am 10. Mai 1942).

(6) Martha Kreiß (geboren am 7. April 1874 in Neuenried/Rhein) war die Ehefrau des Arztes Dr. Theodor Kreiß. Bis 1943 waren Eheleute aus sog. „Mischehen“ von Deportationen ausgenommen, auch dann, wenn der nichtjüdische Ehepartner, wie im Falle von Martha Kreiß, bereits verstorben war. Am 12. Januar 1944 deportierte die Gestapo erstmals Jüdinnen, die mit nichtjüdischen Männern verheiratet waren oder verheiratet gewesen waren. Am 13. März 1944 erfolgte der nächste Transport. Ob Martha Kreiß auf der Liste der am 12. Januar 1944 zu deportierenden Jüdinnen gestanden hat, ob sie sich verstecken wollte oder den Freitod gewählt hat, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Sie wurde südlich von Belvedere tot aufgefunden. Als Todestag wird der 14. Januar 1944 angegeben. Bei der Erzählung vom Tod am Grabe ihres Mannes dürfte es sich um eine romantisierende Legende handeln.

Die Fakten zum Tode von Martha Kreiß wurden mir von Dr. Harry Stein, Kustos der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora übermittelt.

(7) „Das Geschäftsgrundstück der Fa. Hermann Friedmann ist am 5. Dezember 1938 durch Hugo Hörchner, den Inhaber der Eisenwarenhandlung am Engelplatz, käuflich erworben worden.“, Arbeitskreis Judentum: Juden in Jena. Eine Spurensuche, Jena 1998, S. 83.

(8) Arthur Friedmann gelang es, 1941 mit seiner Familie in die USA auszuwandern. Ebenda, S. 65.

(9) Hermann Friedmann ist an den Folgen der Haft im KZ Buchenwald 1939 in Jena verstorben, ebenda, vordere Einbandinnenseite.

(10) Klara Friedmann ist am 30.03. 1944 im KZ Theresienstadt umgekommen, ebenda, S.89.

(11) Martha und Alfred Walther sind am 10.5. 1942 nach Belzyce/Lublin deportiert worden, seither verschollen, ebenda, S. 90.